

51. Mittwoch, am 27. Juni 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Deutschland und die Deutschen. Erster Band.
Erste Lieferung. Altona, bei Hammerich. 1838.

Es gab vor einigen Jahren ein „Konstantinopel so wie es ist,“ vor Kurzem ein „Berlin wie es ist und trinkt;“ hätte der Verfasser seine Schrift „Deutschland, wie es durch eine jungdeutsche Brille aussieht,“ betitelt, die Kritik derselben wäre fertig gewesen und Freunde und Feinde hätten im Voraus gewußt, was sie zu erwarten hätten. Im Grunde hat aber auch die Kritik weiter nichts mehr darüber zu reden. Der Herr Verleger macht kurzen Prozeß. „Was den Herrn Verfasser betrifft — sagt er, und nächstens wird im „Telegraphen“ und noch zwei andern Zeitschriften dasselbe, jedoch mit andern Worten zu lesen seyn — so hat die Kritik bereits seine feine Beobachtung, seine geistreiche Auffassung, und seine freimüthige Darstellung, in Betreff früherer Schriften, insbesondere aber in Betreff seiner neuesten Schilderungen französischer Zustände anerkannt.“

Da man von vorn herein einen solchen Trumpf darauf setzt, und die Sache somit bereits abgemacht ist, so läßt sich freilich nichts mehr darüber sagen, und wollten wir gar, wenn auch noch so verblümt, zu verstehen geben, daß wir meistens eine, den Ansichten des Autors unmittelbar entgegengesetzte Meinung hegten, die aber unglücklicherweise zwei bis dreiundzwanzig Millionen in derselben Calamität befangene Deutsche mit uns theilen, so würde nothwendig daraus hervorgehen, daß wir und unsere zahlreichen Unglücksgegnen geradezu das Gegentheil von geistreich nämlich sehr einfältig wären. Da wir uns nun nicht gern mit einem so schlimmen Epithet belastet sehen, aber doch unserer Pflicht nachkommen müssen, etwas über den Inhalt der Schrift zu bemerken — obwohl, wie gesagt, dieß ganz überflüssig ist, da dieß Alles bereits abgemacht — so bleibt uns nichts übrig, als einzelne nicht aus ihrem Zusammenhange gerissene Stellen des Buches, anstatt aller Kritik anzuführen. — Zuerst: geistreiche Auffassung. S. 1. „Deutschland läßt die verschiedenartigste Auffassung zu: wir haben ein natürliches, ein nationales, ein historisches und ein politisches Deutschland. Einmal entschied Gott selbst über dieses

Land, durch Gestalt und Boden, dann die Völker und Arndt in seinem Liede: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Hierauf entschieden die Völker und die Fürsten durch die Geschichte, und zuletzt die Fürsten allein durch die Wiener Congreßacte.“ Ferner S. 2. „Das politische Deutschland, welches in der großen Escheneheimer Gasse zu Frankfurt am Main seinen Mittelpunkt gefunden hat, kann außer vielen menschlichen Bewegungsgründen, auch den göttlichen zu seiner Rechtfertigung ansprechen: die Könige der Erde seyen die Stellvertreter des Himmels; man habe nur, Kraft einer allgemeinen Vollmacht gehandelt, als man Natur, Volk und Geschichte vereint und respective getrennt, das heißt, als man von diesen Stoffen so viel zu einer letzten künstlichen Zusammenstellung ausgewählt habe, wie für das europäische Gleichgewicht nöthig erachtet wurde, einen Begriff, der nie so rein und klar und in so weiter Ausdehnung in der Politik hervorgetreten war.“

Feine Beobachtung. S. 81. „Der Norddeutsche ist gegen die einfache lyrische Richtung der süddeutschen Dichter sehr indifferent, er sucht allenthalben Beziehungen zu der Gesellschaft, oder doch zu der Zeit, da ihn die Natur nicht anregt; ein Baum, eine Blume, ja ein Sonnen-Aufgang und Untergang kann ihn nicht in dem Grade interessiren, daß er sich ganz diesen Gefühlen überlasse. Mit einem Worte, der Norddeutsche muß die Welt und Natur in Beziehungen zu dem Leben in ihr gebracht sehen, soll sie ihn begeistern, er ist nicht selbstlos genug für Gefühle, die von außen kommen, und gleicht somit, in Betreff der Anerkennung der schwäbischen Dichter, z. B. den norddeutschen Schäfern: dieselben stricken bekanntlich Strümpfe, oder wollene Leibbinden hinter ihren Heerden und nicht bloß auf der Lüneburger Heide, sondern selbst in den schönsten Partien des Nordens stricken sie. Die süddeutschen Schäfer werden freilich nicht immer an Arcadien erinnern, sie träumen und faulenzeln häufig in den Tag hinein, aber Gottes freie Natur hält sie doch zunächst von Beschäftigungen ab, die hinter dem Ofen und an Winterabenden allenfalls vorgenommen werden könnten.“ —

Freimüthige Darstellung. S. 6. — „Die Diplomatie — man mag im Buche nachsehn welche —

hat hier, trotz der leichtern Form in welcher sie auftritt, Studien im Völkerleben gemacht, und man würde Unrecht thun, ihr Wesen, nach ihrem Trosse zu ermessen. Diese Leute wollen eben nichts bedeuten als das äußere Ansehn ihres Fürsten, den sie repräsentiren sollen, aber der Geist unserer Diplomatie hat das Gute, daß er nicht von der Person abhängig ist. Ja man kann in einzelnen Fällen sogar unbedeutenden Menschen von ihm so viel einflößen, als man für einen bestimmten Zweck gebraucht. Dieser Geist beseelt Maschinen, und das erhält eben die Ordnung; er beseelt aber nicht nur Maschinen, sondern auch Efel, und das ist ein Beweis seiner Unfehlbarkeit."

Wenn wir in vorstehenden Phrasen einige Worte ausließen, so verwahren wir uns ausdrücklich gegen den Vorwurf, daß wir dadurch dem Ruhme der Freimüthigkeit des Verfassers einen Eintrag thun wollten, es geschah vielmehr im Interesse desselben, so wie in dem des gewiß sehr achtungswerthen Verlegers, und wir wünschen nur schließlich, daß sowohl das letzte, wie die gerühmten Eigenschaften des Herrn Dr. Beurmann, nicht möchten mehr, als hiermit geschieht, angefochten werden.

Schulrede gehalten am Sylvesterabend 1837 von Florian Felbel, Studienrector. Mit inelavirten und unterstellten Anmerkungen des Herausgebers, Magister Wundergern. Leipzig, bei Brockhaus. 1838.

„Sollte den Herausgeber dieser Rede Jemand fragen: warum der arme Felbel diese und keine andre Schulrede gehalten? oder warum der Herausgeber gerade diese und keine andere an das Tageslicht gestellt, er würde in große Verlegenheit versetzt werden“, sagt Herr Magister Wundergern S. 129 und wir setzen hinzu: Sie haben vollkommen Recht, bester Herr Magister, und wir wollen auf der Stelle des blassen Todes seyn, wenn wir auf diese Frage eine befriedigendere Antwort zu geben wissen! Gegen die Ansichten des Herrn Rectors haben wir zwar wenig einzuwenden, es sind mehr oder minder auch die unsern, aber wenn er solche in einer quasi satyrischen und humoristischen, eben nicht besonders ergreifenden, im Styl der Sprache Jean Pauls nachgebildeten Rede detaillirt, so fragen wir nur: cui hono? Der Verfasser ist konservativ; gut, das sind wir auch und Alle die etwas zu konserviren haben, er ist kein Freund der Homöopathie, wir auch nicht, dieß beweist aber nichts als, daß wir für Glaubenssachen schlecht organisiert sind, er meint, daß eben so gute Gesetze gegeben werden könnten wenn auch mancher Landstand seine Eloquenz

etwas gedrängter hielte; das ist möglich und diese kühne Behauptung hat sich auch schon anderweitig vernehmen lassen, er sagt: „es sey traurig, daß Unterthanen, denen nach Puffendorf das jus belli et pacis keineswegs zusteht, dennoch einen beständigen Krieg unter sich führen; nämlich die Evangelischen und Katholischen.“ Wir meinen indeß, daß die Vernünftigen, welchen Namen sie auch tragen, nicht zu diesen Kriegführenden gehören, und daß so lange es Menschen giebt, auch welche zu finden seyn werden, die geneigt sind, selbst um des Esels Schattens Händel anzufangen. Was also die Gefinnungen in der Rede des Herrn Felbel anlangt, so lassen wir, wie gesagt, ihnen gern Gerechtigkeit widerfahren, aber der Humor, der Wiß, die Satyre, hat uns eben nicht übertrieben angezogen. Am interessantesten erschienen uns noch einige in den „unterstellten“ Anmerkungen mitgetheilte Anekdoten. Z. B. die von dem Bürger in Münster, der bei dem Auslauf von einem Kavalleristen verfolgt, sich in der Angst vor ihm auf die Knie warf und ausrief: Ach Herr Husar, lassen Sie mich am Leben, ich will ja gern evangelisch werden! oder von dem Fuhrmann aus Brüssel der in Minden „den in einem Drachenloche angeschmiedeten Erzbischof von Köln“ sehen wollte.

Die Ausstattung des Schriftchens ist sehr gut.

Volkssagen aus dem Orlagau, nebst Belehrungen aus dem Sagenreiche mitgetheilt von W. Börner. Altenburg, bei Helbig. 1838.

Die Sammlungen der Volkssagen einer Gegend sind stets ein sehr verdienstliches Unternehmen. Ganz abgesehen von dem mehreren oder mindern poetischen Gehalt der ihnen beiwohnt, dem Localinteresse, welches unsere Aufmerksamkeit für sie in Anspruch nimmt, sind sie für den scharfsinnigen Geschichtsforscher, der den Kern von der Schale zu sondern versteht, von großem Werth. Dennoch ist seit Musäus keine einzige Sagen- oder Märchensammlung recht in's Publikum gedrungen, noch weniger ein Volksbuch geworden, und dieß lag größtentheils an der Darstellungsweise der Erzähler, oder noch öfter an der Form der Mittheilung. Was die erste der eben genannten Eigenschaften betrifft, so muß solche freilich angeboren seyn was aber die zweite Forderung anbelangt, so würde ein Mißgriff leicht vermieden werden können, wenn man — wie Musäus — von dem Grundsatz ausgehe, die einfache Sage einfach zu erzählen. Dieß geschieht indeß fast nirgends; jeder Erzähler denkt daran sie zu verschönern und somit interessanter wiederzugeben. Der schlimmere Fall hierbei ist der, wo Begebenheiten, die mehr auf historischem Grunde gewachsen sind, zugleich

mit Gewalt poetisch gemacht werden sollen, das kleinere Uebel wo ihnen eine dichterische Hülle umgeworfen wird, oder man eine Sage mit der andern durch eine moderne Zwischenerzählung zu verbinden trachtet. Beide Uebelstände hat zwar der Autor des vorliegenden Buches vermieden, aber er hat es für angemessen gefunden, die von ihm mit Auswahl aufgenommenen und gut wiedergegebenen Sagen, durch die einzelnen Mitglieder eines geselligen Zirkels nach der Reihe vortragen, und die Anwesenden durch Besprechungen über das Vorgetragene, dem Lectern gleichsam einen Kommentar geben zu lassen. Wir tabeln die an sich gute Idee keinesweges; die Gespräche geben manche Erläuterung die sich sonst nicht mit Geschick anbringen ließ, aber die Breite dieser Unterhaltungen übersteigt alles Maas. Auch ist es mit dem Erklären des Moralischen oder Poetischen das einer Sage beizwohnt, ein noch weit schlimmeres Ding, wie mit darauf zu basirenden historischen Kombinationen, vor allen aber ist es die unbelohnendste Arbeit von der Welt. Jeder Leser hat dafür seinen eigenen Maasstab, und diesem muß es überlassen bleiben.

Haben solche erläuternde Gespräche nun noch eine besondere Breite; so schwindet das Interesse des Lesers von Zeile zu Zeile, ebenso wenn solche — wie z. B. S. 105—113 — nicht das Mindeste enthalten, was sich nicht jeder Leser selbst sagen kann. Uns fällt bei Erläuterungen dieser Art immer ein gewisser Stallmeister ein, der, obwohl in seinem Fache sehr geschickt, bloß darum keine Schüler bekommen konnte, weil er die erste Lection gewöhnlich mit den Worten: Sehen Sie, meine Herren, dieß ist der Kopf des Pferdes! begann, und nun sich zu beweisen bemühte, daß an diesem Theile das Gebiß und der Zügel am zweckmäßigsten anzubringen sey. — Hätte der Verfasser die Zwischenreden wenigstens um zwei Drittheile gekürzt, das Ganze würde dabei gewonnen haben. Bei alledem empfehlen wir das Buch. Die Erzählungen sind zwar nur ein Scherstein, aber kein werthloses, zu dem großen Sagenschatze Deutschlands. — Die Ausstattung ist mittelmäßig.

Der Religionszwist zu Bacherau. Ein Roman von Theodor Friedberg. Bielefeld, bei Velhagen und Klasing. 1838.

Wir leben jetzt in der Zeit der Tendenzromane! — In der Religion und in der Irreligion, in der Philosophie der Schulen, und in der der Freudenhäuser, in der Kunst und in der Wissenschaft, ja sogar im Kochen, im Essen und Trinken, wird romantisch tendirt. Es kommt übrigens gar nicht darauf an, daß die allerneuesten Ten-

denzen wirklich neu seyen, das Publikum hält sie auch nicht dafür, jeder vernünftige Mensch weiß, daß dieß Alles schon in etwas veränderter Gestalt dagewesen, und damit auch nicht das Allgeringste effectuirt wird, aber die Verfasser sind gute Kinder, treuherzige Seelen und von einem Glauben, um damit Berge versetzen zu können. Möchten nun die Herren immer drauf los tendiren, möchten sie Dinge, welche unsere Großväter schon erfunden zu haben glaubten, immer wieder von Neuem erfinden — z. B. die Kunst der Prosa — und sich an der unschuldigen Freude der Ihrigen so wie an der dadurch hervorgerufenen Hilarität der Andern erbauen, aber möchten sie etwas bedenklicher in der Wahl ihrer Tendenzen — dieser unseligen Windeier — seyn. Alle die Plackereien, das Mißtrauen, ja, gestehen wir es nur offen, die Verachtung, deren sich jetzt der Schriftsteller bloßgestellt sieht, ist dem Tendenzwesen zuzuschreiben. Das ewige Schreien und Singen vom „Weltschmerz“ — jene übelriechende Sauce zu dem leicht zu witternden Braten — machte den Eingang zu den bestehenden Vergnüglichkeiten, und die jetzt desavouirte „Uebernehmung jugendlicher Kräfte“ und der dadurch hervorgerufene allgemeine Schrei des Unwillens, nicht die Keulenschläge Menzels, den man jetzt gern zum Sündenbock machen will, begründeten eine Dauer, die noch lange nicht zu Ende seyn wird. — Wenn wir uns hier im Allgemeinen gegen die Tendenzromane erklären, so begreifen wir jedoch darunter nicht jedes geistreich aufgefaßte Gemälde unserer Zeit und ihres Treibens. Unter gewissen Bedingungen aber glauben wir den vorliegenden Roman dahin rechnen zu müssen. Die Handlung — die indeß nicht sehr reich an Begebenheit ist — geht in einer der neuen Ansiedlungen Nordamerika's vor. Unter den Bewohnern derselben bestehen nicht weniger als fünf Parteien, nämlich zwei kirchlich-politische — die monarchischen und republikanischen Pietisten — und drei Glaubensparteien, die der Verfasser als die orthodoxe, die mystische und die apokalyptische bezeichnet. Mit Menschenkenntniß und gewandtem Dialekt schildert der Autor die Personen und Meinungen, ohne in Uebertreibungen zu fallen. Die Charakteristiken Düsterborn's, Dunkelbock's, Moll's, Haster's etc., sind sehr gelungene Zeichnungen. Weniger können wir die Anlegung der Situationen und die Verkettung und Fortführung der Begebenheiten loben. Die Erfindungsgabe des Autors steht weit unter der seiner Dialectik; Manches erscheint gewaltsam herbeigeführt und wird dadurch unwahrscheinlich. Der Ton den er den verschiedenen Personen nach Maßgabe ihrer Individualität in den Mund legt, ist gut getroffen; er trägt

viel dazu bei um die Charaktere, welche sich sonst ziemlich nahe stehen, mit Geschick auseinander zu halten. — Für die Masse der Lesewelt dürfte der Roman sich freilich nicht eignen, aber dem kleinern Kreise, der sich für die Geschichte religiöser Zerwürfnisse interessirt, wird er zusagen. —

Die Ausstattung ist sehr anständig.

Fortsetzung.

Spaziergänge und Weltfahrten. Von Theodor Mundt. Zweiter Band. 1) Deutschland in Frankreich. 2) Meerfahrt. Altona, Hammerich. 1838.

Es gereicht uns zu einem besondern Vergnügen, daß wir im Stande sind, über den zweiten Theil dieses Werkes eine weit günstigere Meinung wie über den ersten auszusprechen. Beschäftigte sich Herr Mundt in jenem vorzüglich mit dem „getanzten Goethe“ und dem „getanzten Gené“, vertheidigte er das sogenannte „Menagemachen“ der pariser Studenten — das uns um so verwerflicher scheint, als die in ein System gebrachte Lieberlichkeit, die in aller ihrer Scheußlichkeit offenkundige an Verderbniß bei Weitem übertrifft; ein Umstand, der auch allein den Schrei des allgemeinen Abscheu's gegen das System des jungen Deutschlands hervorrief — so sind es diesmal ganz andere Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit des Verfassers in Paris in Anspruch nahmen. Das, was Herr Mundt über die Meinungen der Pariser bei Gelegenheit der Verheirathung des Herzogs von Orleans mit der Prinzessin Helene sagt, die Schilderung der Soirée bei Thiers, des Besuchs bei Cousin und noch vieles Andere, ist von nicht geringem Interesse. Auch seine Mittheilungen über die neufranzösische Kirche, über eine Sitzung im Institut de France und in der Deputirtenkammer, so wie über die Kunstausstellung im Louvre, wiewohl allgemein bekannte Gegenstände berührend, sind nicht uninteressant; eben so verdient das, was er über die Persönlichkeit Lamartine's, Mignet's und Eckstein's sagt, bemerkt zu werden. Sehr bezeichnend ist die Meinung des letztern — und Jeder, welcher Gelegenheit hat mit jungen Franzosen, wie wir sie jetzt oft in den größern Städten Deutschlands finden, zu verkehren, wird solcher beistimmen — wenn er über die vermeinte Kenntnißnahme der Franzosen von deutscher Literatur sich folgendermaßen ausspricht. „Es ist ihnen höchstens daran gelegen, die deutsche Literatur zu plündern, um sich dann mit der Beute, die sie ihr abgenommen, stolz über sie zu erheben; keineswegs aber kommt es ihnen darauf an, unsere Literatur als eine selbstständige Welt kennen zu

lernen, und für sich bestehen zu lassen in ihrem eigenthümlichen Werthe.“ Es ist zum Lachen, wenn man so oft von der regen Theilnahme und der Kenntniß unserer Literatur von Seiten der Franzosen sprechen hört. Wir könnten ergötzliche Anekdoten über diesen Punkt mittheilen wenn hier der Ort dazu wäre. — Was das politische Raisonnement des Verfassers anlangt, so findet sich manches Treffliche, Vieles das jeder brave Mann mit Freuden unterschreiben wird, aber auch Manches worin Wenige mit ihm übereinstimmen werden. Ein sehr wahres Wort ist folgendes: „Mir stehen die Haare zu Berge vor Grausen und Langeweile, wenn ich die gänzlich sophistische Dialektik zwischen Conservatismus und Liberalismus täglich weiter ausspinnen höre. Welcher ehrliche Mann muß nicht conservativ seyn und welcher ehrliche Mann ist nicht liberal? Die Geschichte wendet sich nach einer ganz andern Richtung hin, als nach diesem veralteten Gegensatz der conservativen und liberalen Elemente, der sich für die Debatte eben so unfruchtbar erweist als für die Zustände, indem aus dieser Dialektik gar nichts Thatsächliches entsprungen...! Aber diese niederträchtigen dialektischen Nuancen scheinen eben der Fluch unserer Zeit zu seyn, und wir sind noch nicht so weit gekommen, daß uns die politische Freiheit als ein Einfaches heraustritt.“ Hier ist jedes Wort eine beherzigenswerthe Wahrheit. Schade nur, daß die Parteien sie erst als eine solche erkennen, wenn sie sich müde gekämpft haben. — Keineswegs indeß sind wir mit dem Verfasser einverstanden, wenn er — im Allgemeinen — Amnestien als eine Forderung der Zeit bezeichnet. Eine Amnestie setzt einen Kampf voraus, nach welchem sich der Sieger mit dem Besiegten versöhnt. Wir sind der Meinung, daß eine Regierung, wo es nur immer angeht, den verurtheilten Verbrecher begnadigen, aber den, über welchen noch kein Urtheil gefällt, nie amnestiren müsse. Sagt doch selbst der Verfasser: „die Regierungen müssen sich zu keinem Duell mit den Personen herablassen;“ ein Proceß gegen den Verbrecher aber ist kein Kampf, das Gesetz rächt nicht, es straft nur; der Richter in höchster Instanz versöhnt sich nicht mit dem Verbrecher, er begnadigt ihn aber.

Was der Verfasser über Heine sagt ist nicht übel; über eine bekannte Clique äußert er sich folgendermaßen: „Das junge Deutschland ist aber doch ein gar zu lächerliches und miserables Institut gewesen, die gefährlichen Ideen (!) desselben will ich gern, wenn ich einige froche Ideenlosigkeiten von Gutzkow ausnehme, auf meine Schultern laden, aber ich will nur froh seyn, wenn man mich von der Dummheit freispricht, die dazu gehören müßte, unter einem solchen Namen und mit solchen Mitteln eine so precäre Gesellschaft zu etabliren.“ — Von Gutzkow meint er: „Ich will nur froh seyn wenn nicht der Verfasser der Wally noch einmal die Rolle seines Lehrmeisters Menzel in unserer Literatur wieder aufnimmt, denn er hat große Hinneigung und Anwartschaft dazu, diese zu spielen.“ — Herr Mundt mag immer froh seyn! Der Hinneigung unbeschadet — „es jinge wohl, aber es geht nicht!“

G. v. Wachsman n.